

REVOLUTION

Margret Kuhlmann

Leuchtende Wintermorgensonne liegt auf den Strassen eines kleinen Ortes im Innern Suedbrasiliens. Jetzt stiehlt sich ein Strahl vorbei an dem dichten Fenstervorhang im Schlafzimmer des Ehepaares Dr. Berg, und faellt geradewegs auf die Lider der schlafenden Frau. Sie wird unruhig, blinzelt, erwacht. Ein Blick auf die Uhr: fast halb neun! Sie lugt zum andern Bett hinueber – dort ist nur ein strubbeliger Haarschopf zu sehen. Befriedigt hoert sie das regelmaessige Atmen ihres Mannes.

Endlich einmal eine Nacht ungestoerten Schlafes! Kein Nachtruf, keine Konsulte in frueher Morgenstunde! Dies seltene Glueck will sie auskosten. Sie bleibt in wohliger Faulheit liegen. In der Kueche hantiert leise das Maedchen. Fritz und Anni sind schon in der Schule. Erst um halb zehn kommen sie herueber und holen sich ihr Fruehstueck. Vater und Mutter morgens zu stoeren, ist streng verboten. Kein Laut dringt von der Strasse herein. Wie still und friedlich ist doch unser kleines Nest!

In diesem Augenblick hoert sie eiliges Getrappel, Lachen und Schwatzen. Schon sind die Kinder an der Schlafstuentuer und klopfen geraeushevoll an: „Duerfen wir herein?“ Erstaunt erhebt sich Frau Ilse, schliesst auf und kriecht wieder unter die warme Decke. Der Doktor ist halb wach geworden und wird aus der Lage der Dinge nicht klug. Die Kinder sprudeln glueckstrahlend heraus: „Heute ist keine Schule! Heute ist Revolution!“ „Unsinn!“ sagt der Vater aergerlich, dreht sich um und will weiterschlafen. Der neunjaehrige Fritz ist etwas eingeschuechtert, aber die siebenjaehrige Anni schwatzt unbeirrt weiter: „Es sind gar keine Kinder in der Schule, und da war nur ein Lehrer, und der hat gesagt, wir sollten schnell nach Hause laufen, es waere Revolution, und auf der Strasse wuerde geschossen“.

Ploetzlich sind beide Eltern hellwach. Seit der letzten Revolution hatten die wilden Geruechte nie aufgehoeert, man gab schon nichts mehr darauf. In den letzten Tagen freilich verdichteten sie sich erheblich. Sollte etwa doch...?

Die Kinder waren ihre wichtige Nachricht los und rannten, gluecklich ueber den unverhofften Ferientag, in ihr Spielzimmer. Die Eltern zogen sich an und nahmen eilig das Fruehstueck. „Wirf du bitte einen Blick ins Wartezimmer und vertroeste die Leute“, bat der Doktor, „Ich [ich] bin bald wieder da. Ich gehe nur zur Intendenz, um zu erfahren, was wirklich los ist“.

Es war Frau Ilse immer etwas peinlich, die Leute hinzuhalten. Schlieft man einmal laenger, waren immer schon alle Stuehle besetzt. Muetter traenkten und schaukelten ihre schreienden Saeuglinge, beruhigten die groesseren Kinder mit Balas oder dem ungewohnten Weissbrot. Die Maenner rauchten selbst gedrehte Palhazigaretten. Der Fussboden lag voll Asche, Bonbonpapier. Man unterhielt sich zwar gut ueber Krankheiten, Mais und Schweine, aber zuhause wartete viel Arbeit. Heute, es war wirklich befremdend, war das Wartezimmer leer.

Dr. Berg war unterwegs, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Strahlend lag die Sonne auf der menschenleeren Hauptstrasse der Villa Catupirí. Auf der Praça zwitscherten die Voegel, tausend Tauperlen funkelten auf dem Rasen. Ein Hund lag im Weg und waermte sein Fell in der Sonne. Revolution? Laecherlich! Schuesse? Alberne Wichtigtuerei! Ploetzlich kam es ihm zum Bewusstsein, dass die Geschaefte noch geschlossen waren. Es war laengst neun Uhr vorbei, und sonst war das Geschaeftsleben schon um sieben Uhr im Gang. Schneller ueberquerte er die Praça.

Auf dem Hof der Intendenz brannte ein helles Feuer, daran waermten sich bei kreisender Matecuia drei ramponierte Polizisten. Auch kein alarmierendes Bild. Er ging

an der Hofmauer entlang und bog um die Ecke... und da war es. Da standen eine Anzahl Menschen auf der Strasse, ja, und da lagen in Schmutz, Blut und abgefallenem Moertel einer, drei, fuenf Tote. Dr. Berg trat naeher hinzu. Da lag mit Kopfschuss ein aelterer Deutscher, Teilnehmer des ersten Weltkrieges, den er kannte. Nun sah er auch viele Dutzende von Kugeleinschlaegen an der Intendenz. Was war hier geschehen? Wo war der Indendent [Intendent], wo der Polizeidelegado? Fragend sah er sich um. Bevor ihm jemand Aufschluss geben konnte, hielt neben ihm ein Mietsauto. Neben dem Fahrer sass ein Polizist mit geladenem Gewehr. Der Intendent lasse den Doktor bitten, ins Krankenhaus zu fahren, um einen Schwerverletzten zu betreuen. Unterwegs erfuhr er, war geschehen war.

Als Dr. Berg nach etwa einer Stunde in sein friedliches Heim zurueckkehrte – der Verletzte war nicht mehr zum Bewusstsein erwacht – kam ihm seine Frau lachend entgegen: „Nun erzaehle von der grossen Revolution!“ Doch als sie sein ernstes Gesicht sah, lief sie schnell ins Kinderzimmer, um sich zu ueberzeugen, dass die Kinder in ihr Spiel vertieft waeren. Dann setzte sie sich zu ihrem Mann. „Erzaehle!“ bat sie.

„Humoristisch ist die Sache nun gerade nicht“, begann er. „Die Garnison von Zumbá ist aufstaendisch. Das Militaer hoffte, unsere wohlhabende Kolonie durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bekommen. Der Feldzugsplan war nicht uebel. Da hier kein Militaer liegt, brauchte man nur die beiden starken Maenner, den Intendenten und den Polizeidelegado, unschaedlich zu machen, und man haette leichtes Spiel gehabt. Eine Abteilung von fuenfunddreissig Mann unter einem Sargento bemaechtigte sich einer Lokomotive und fuhr im Stockdunkeln die fuenfzig Kilometer bis zu unserer Station. Im Morgengrauen kamen sie an, marschierten durch das noch schlafende Staedtchen, schickten fuenf Mann zum Privathaus des Intendenten und fuenf zum Delegado. Die uebrigen marschierten geradewegs zur Intendenz. Mit wildem Geschiesse glaubten sie das knappe Dutzend Polizisten einschuechtern und schnell ueberwaeltigen zu koennen. Da kam die erste Enttaeuschung: die Kerle kaempften wie die Loewen...“

Getrappel eiliger Kinderfuesse kam den Gang herab, etwas knallte gegen die Tuer. Unterdruecktes Gekicher. Die Tür oeffnete sich einen schmalen Spalt. „Rrrraus!“ donnerte der Vater. Aber schon schrieen sie wie aus einem Mund: „Wir wollten nur wissen, ob morgen auch noch keine Schule ist!“ „Nein! Aber nun macht, dass ihr fort kommt, sonst gibt's was!“ Ein Indianerjubilgeheul entfernte sich eiligst.

Die Eltern sahen sich einen Augenblick laechelnd an. „Weiter!“ bat die Frau. „Also sie wehrten sich tapfer“, fuhr der Doktor fort. „Aber sie feuerten ohne Plan und Fuehrung drauflos und verpfefferten eine Unmenge Munition, ohne ruhig zu zielen. Die Angreifer, an Zahl weit ueberlegen, gut ausgeruestet und militaerisch ausgebildet, waren ihres Endsieges wohl immer noch sicher. Wie staunten sie aber, als nach einer kurzen Feuerpause nun aus guter Deckung planmaessig einzelne, gut gezielte Kugeln von der Intendenz her um ihre Ohren piffen! Alles war ploetzlich wohlorganisiert. Der erste Verwundete lag stoehnenr [stoehrend] auf der Strasse... ein Toter... der zweite! Man musste in Deckung gehen. Da kamen einzeln und atemlos die Zehn gerannt, die unsere oberste Fuehrung hatten fangen sollen. Beide Maenner waren entwischt! Auf raetselhafte Art waren sie ploetzlich auf der Intendenz und leiteten die Verteidigung. Unsere alten Gaúchos sind doch feine Kerle!“

„Und nun rissen die andern aus?“ fragte die Frau voll Spannung.

„O nein! Die unsern hatten einen schweren Stand. Stell dir das einmal vor: zwoelf bis vierzehn mangelhaft ausgeruestete Leute gegen fuenfunddreissig schwer bewaffnete, militaerisch ausgebildete Fanatiker! Aber es kam Hilfe in der Not. Wir sind wohl die

einzig, die alles verschlafen haben. Der Laerm weckte die ganze Villa. Wir haben ja verschiedene Revolutionen hinter uns; der Selbstschutz ist zwar aufgeloeset, aber die Maenner und die Waffen sind noch da. Junge und aeltere Maenner ergriffen Gewehre und Revolver und eilten zum Kampfschauplatz. In ihrer Empoerung wild schimpfend fielen sie den Ruhestoerern in den Ruecken und schossen tapfer drauflos. Als einer der ersten fiel der Sargento. Nun gab es eine kopflose Flucht die Hauptstrasse hinunter, zum Bahnhof, auf die Lokomotive, die den Intendenten und den Polizeidelegado haette entfuehren sollen. So ist sie abgedampft und der Spuk erstmal vorueber. Was nachkommt weiss man noch nicht recht!“

Mit wachsender Spannung war Frau Ilse dem Bericht ihres Mannes gefolgt. „Die arme Dona Lucia!“ rief sie voll Mitgefuehl, „was muss die ausgestanden haben! ich muss sie heute noch besuchen!“ Mit muetterlicher Freundlichkeit hatte sich die Frau des Intendenten der jungen Auslaenderin angenommen, als sie vor nun zehn Jahren ihrem Mann aus der fernen Heimat in die primitiven Verhaeltnisse der jungen Kolonie gefolgt war. Das Heimweh hatte sie anfangs schwer geplagt, zumal der Doktor auf endlosen Ritten oft viele Stunden ausblieb und bei seiner Rueckkehr sein Wartezimmer voller Patienten vorfand. Da lud Dona Lucia sie wieder und wieder in ihr schoenes, gepflegtes Haus ein. Sie suchte ihr Schuldeutsch hervor, weihte sie in brasilianische Kochkuenste ein und stellte ihr – o Glueck und Freude! – das Klavier zur Verfuegung. Der Erste Weltkrieg mit mancherlei haesslicher Hetze aenderte nichts an dieser Freundschaft. So war es denn selbstverstaendlich, dass sie die muetterliche Freundin nach dem sicher schweren Erleben der Nacht noch am selben Nachmittag besuchte.

Sie fand Dona Lucia in bester Verfassung. Anfangs in ihrem gebrochenen Deutsch, spaeter in immer lebhafterem Portugiesisch, schilderte sie die aufregenden Ereignisse. Man war nicht ganz ahnungslos gewesen. Aus zuverlaessiger Quelle kamen auf laengst organisierten geheimen Wegen Nachrichten von einem geplanten Ueberfall. Daraufhin wurden, ebenfalls ganz geheim, Waffen und Munition auf die Intendenz geschafft. Der Intendent und der Delegado blieben die ganze Nacht dort. Frierend sassen die Maenner beisammen. Es wurde ein, zwei, drei Uhr... schliesslich machte die hoechst ungemuetliche Stunde vor Sonnenaufgang die Maenner vor Kaelte klappern. Nichts war erfolgt. Bei hellem Tage wuerden sie kaum einen Handstreich mehr wagen. Nach kurzer Besprechung und Verteilung der Wachen beschloss man nach Hause zu gehen.

„Sie koennen sich denken“, fuhr Dona Lucia lebhafter fort, „wie ich aufatmete, als mein Mann endlich kam. Ich hatte nicht geschlafen, nur immer nach draussen gehorcht. Er wollte nicht einmal mehr einen Cafézinho trinken, sondern legte sich sofort ins Bett. Er konnte kaum warm geworden sein, als es ploetzlich heftig an die Haustuer klopfte. Sofort war er aus dem Bett und in den Kleidern. Ich beschwor ihn, nicht zur Tuer zu gehen. Ich war nun ganz ruhig; sofort kam mir ein fester Plan. In fliegender Eile warf ich einen Morgenrock ueber, ging hin und oeffnete die Tuer um einen schmalen Spalt. Drei Gewehrlaeufe startten mir entgegen. Sofort warf ich die Tuer wieder zu und machte meinem Mann Zeichen, dass er durch die Hintertuer fliehen muesse.

Von der Eingangstuer scholl ein wuetendes „Abre!“ Gewehrkolben schlugen dagegen. Als ich ihnen nun wieder oeffnete, wichen sie etwas zurueck. Einer sagte: „Lassen Sie uns bitte sofort hinein, Senhora! Wir haben Auftrag, den Intendenten festzunehmen“.

„Liebe Dona Ilse, ich weiss nicht, woher ich die Kraft nahm, Gott selbst muss sie mir gegeben haben. Ganz von oben herab putzte ich die Leute herunter: ob sie sich nicht schaemten, sie als Militaer, das dazu da waere, Ordnung zu halten und den Buerger zu schuetzen! Statt dessen draengen sie als naechtliche Ruhestoerer in das Privathaus eines anstaendigen Beamten ein, belaeustigten Frauen und Kinder in Abwesenheit des Familienvaters, und so redete ich ununterbrochen weiter, waehrend ich moeglichst breit

im Tuerrahmen stand. Eine Frau einfach beiseite schieben und sich mit Gewalt den Weg ins Haus bahnen, das tut so leicht kein Brasilianer. Mir lag ja nur daran, Zeit zur Flucht fuer meinen Mann zu gewinnen. Als ich annehmen konnte, dass er nicht mehr im Hause war, legte ich alle kalte Verachtung, deren ich faehig war, in mein Gesicht und sagte: „Bitte, ich kann Sie nicht hindern, da kein Mann und keine Waffe im Hause ist“.

Etwas bedrueckt machten sie von meiner Aufforderung Gebrauch, liefen eilig und ziemlich kopflos durch einige Zimmer und verschwanden durch die Hintertuer. Ich sank auf den naechsten Stuhl und lachte und weinte. Ich zitterte am ganzen Koerper. Ich glaubte meinen Mann irgendwo im Walde in Sicherheit“.

„Liebe Freundin“, sagte die Frau des Arztes, „was haben Sie durchgemacht, und wie haben Sie sich bewahrt! Ich moechte wissen, ob ich auch so viel Geistesgegenwart aufbraechte in aehnlicher Lage! Aber wie ist nun der Coronel zur Intendenz gelangt?“

„Er eilte zur Hintertuer und sah durch den Vorhang des Guckfensterchens – es war ja draussen nun schon heller als drinnen – zwei Soldaten mit angelegtem Gewehr. Ohne zu zoenern und zu sichern ergriff er den letzten, vielleicht noch moeglichen Fluchtweg ueber den kleinen Balkon an der Seite, schwang sich ueber das Gitter und liess sich herunterfallen. Wollen Sie sehen?“ Das Grundstueck fiel hier stark ab, und die Entfernung vom Erdboden betrug ungefaehr drei Meter. Einen Meter davon befand sich eine ziemlich hohe Mauer als Grenze zum Nachbargrundstueck. „Hier ist er hinuebergeklattert in Silvas Garten und von dort weiter ueber Hecken und Zaeune durch Hoefe und Gaerten. Aber sein Ziel war die Intendenz, von der schon Schuesse herueberschallten, und auf diesem Wege entfernte er sich immer weiter davon. Nach kurzem Sichern wagte er es, die Hauptstrasse zu ueberqueren, gelangte auf der andern Seite in einen Garten, und wieder begann die anstrengende Kletterei, noch dazu in Pantoffeln, und diesmal ging es bergauf. Aber endlich erreichte er atemlos den Hinterhof der Intendenz. Mein Mann ist ueber fuenfzig Jahre alt. Es war ein Heldenstueck nicht nur an Mut und Kaltbluetigkeit, sondern auch an koerperlicher Leistung. Und nun fing doch der Kampf auf Leben und Tod erst an!“

Frau Ilse nahm die Hand der tapferen Frau und streichelte sie. „Wir sind ja alle stolz auf ihn. Und wie entkam der Polizeidelegado?“

Dona Lucia laechelte. „Der Joãozinho?“ Das ist eine viel einfachere Geschichte. Sie wissen ja, dass er neun Kinder hat, zwischen fuenfzehn und zwei Jahren, eins immer schoener als das andere. In dem Holzhaus wurden alle schnell wach. Stellen Sie sich neun aufgeregte, schreiende und weinende Kinder vor, die nach ihrem Paisinho [sic] jammern und um die Soldaten herumwimmeln! Weinende und noch dazu schoene Kinder ruehren hierzulande jedes Herz. Die Maenner zoenerten ratlos. Ich glaube, sie haetten am liebsten das Kleinste auf den Arm genommen und getroestet. So konnte der Vater glatt entweichen“.

Es war eine einfache und doch stolze Geschichte. Leicht haetten die beiden Maenner Leben und Freiheit sichern koennen, waeren sie in den Wald geflohen. Sie waren so mit der Bevoelkerung verwachsen, dass jeder Kolonist sie aufgenommen, versteckt und versorgt haette. Sie kamen nicht auf den Gedanken, den Ort seinem Schicksal zu ueberlassen.

Fuer den Augenblick war der ganze Spuk vorbei. Aber der Aufstand ging weiter und griff auf die Grenzgarnisonen ueber. Catupirí organisierte seinen Selbstschutz neu; nach Westen zu liess der Polizeidelegado acht Kilometer vor der Villa quer ueber die grosse Verkehrsstrasse Schuetzengraeben ausheben. Er selbst war Tag und Nacht an dieser gefaehrdetsten Stelle. Alle uebrigen Zufahrtsstrassen wurden durch Polizei oder Selbstschutz besetzt. Die Intendenz verschwand fast hinter Barrikaden. Tag und Nacht

brannten Lagerfeuer auf dem Hof. Wachen wurden auf dem Kirchturm postiert. Der Intendent war jede Nacht unterwegs.

Die starke Garnison im Sueden blieb regierungstreu. Aber Schutz war trotz wiederholter dringlicher Bitte von dort nicht zu bekommen, nur Waffen wurden geliefert. Der Aufstand zog sich in die Laenge. Das war nicht gut; denn nach Erfahrungen aus andern Revolutionen wurde das Vorgehen gegen die Zivilbevoelkerung mit der Zeit immer brutaler. Catupirí war den Revolutionären ein Dorn im Auge. Wie eine Insel des Friedens lag es, aus eigener Kraft gesichert, in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft.

Auch die junge Frau Doktor sollte noch Gelegenheit zu einer kleinen Bewaehrungsprobe bekommen. In der Praxis war wenig zu tun. Die Kolonisten fuerchteten sich, in die Villa zu kommen, weil sie an allen Eingaengen mit Gewehr im Anschlag empfangen wurden. Das hatte zur Folge, dass manche Lebensmittel knapp wurden. Ihren Doktor riefen sie lieber ueber die Telephone der Geschaeftsleute in den kleineren Aussenzentren zu sich ins Haus. Die Behoerde gab ihm unbegrenzte Passiererlaubnis; die Wachen waren angewiesen, ihn unbehelligt durchzulassen. Um weithin kenntlich zu sein, zierte sein Auto auf Anraten des Polizeidelegados vorn und hinten ein grosses weisses Tuch mit einem roten Kreuz. Trotzdem sah er sich oft Gewehr- und Revolvermuedungen gegenueber. Unter Umstaenden wurde auch das gefaehrlich, besonders als einmal ein nicht ganz nuechterer Polizist ihm den Lauf eines scharf geladenen Gewehres dicht neben seinem Kopf in das fahrende Auto stiess.

Eines fruehen Nachmittags wurde er zehn Kilometer weit nach der noch ungefaehrdeten Suedseite hinaus gerufen. Seine Frau, die ihn sonst oft begleitete, blieb diesmal bei den Kindern. Er war kaum eine Viertelstunde fort, als von der Intendenz aus die Bevoelkerung benachrichtigt wurde, dass ein groesseres Kontingent der Aufstaendischen von Zumbá aus im Anmarsch waere und in Privathaeusern Quartier zu nehmen gedaechte. Die Geschaefte wurden angewiesen zu schliessen. Die Einwohner sollten die Ruhe bewahren; mit allen Mitteln wuerde man versuchen, die Ordnungsstoerer an der Verteidigungslinie aufzuhalten.

Frau Ilse glaubte wieder einmal nicht an die Alarmnachricht. Auf der Strasse standen Leute in Gruppen. Mehr oder minder aufgeregte wurde der Fall besprochen. Man wusste Einzelheiten: es sollten zweitausend Mann sein, und sie waeren noch zwanzig Kilometer entfernt. Die Zahl war hoffentlich uebertrieben, aber bezweifeln konnte man die Tatsache wohl nicht mehr. Sie rechnete sich aus, dass ihr Mann laengst vor Ankunft des Militaers zurueck sein muesste. Einstweilen galt es, die Kinder vor Angst und Aufregung zu bewahren. Sie wuerden merken, dass etwas in der Luft lag. Froehlich trat sie zu ihnen ins Kinderzimmer: „Stellt euch vor, da wollen schon wieder dumme Soldaten kommen und hier herumschiessen! Aber der Intendent wird es ihnen schoen geben! Wollen mal aufpassen, ob sie wieder schiessen!“ In diesem Augenblick knallten von irgendwoher drei, vier Schuesse. Die Kinder merkten nicht, dass der Mutter nun doch der Schrecken in die Glieder fuhr. Sie lauschte gespannt ein paar Sekunden, aber weiter erfolgte nichts. „Haben sie nun schon alle totgeschossen?“ fragte Fritz interessiert.

Bevor die Mutter antworten konnte, klingelte das Telephon. Sie eilte an den Apparat und hoerte ueber den Draht die Stimme ihres Mannes. Er lag mit einer Autopanne auf der Strasse. Seine Frau sollte ihm einen Mechaniker mit einem Ersatzstueck schicken. Das hatte gefehlt! Sie ueberlegte fieberhaft. Schnell rief sie den Kindern zu: „Sie sind schon alle ausgerissen. Wartet einen Augenblick! Ich komme gleich wieder“.

Zum Glueck war die einzige Reparaturwerkstaette in naechster Nachbarschaft. Der Besitzer konnte Haus und Familie nicht allein lassen, aber sein aeltester Sohn war sofort bereit zu fahren. Wie aber sollte er hinauskommen? Der Ort war jetzt hermetisch

abgeschlossen, niemand durfte hinaus oder herein. Hilfe musste aber unbedingt geschickt werden.

Eine klare Ruhe war ueber sie gekommen. „Machen Sie alles fertig“, sagte sie zu dem jungen Menschen, „ich bin gleich wieder zurueck“. Durch die menschenleeren Strassen eilte sie zur Intendenz. Alle Geschaefte, alle Fenster waren geschlossen. Schwuele Erwartung lag ueber dem ganzen Ort. Ueberrascht, aber hoeflich wurde sie von der starken Wache vor der Intendenz angehalten. Kurz und energisch verlangte sie, durchgelassen zu werden. „Es handelt sich um meinen Mann!“ Der stets hilfsbereite Arzt war bei der Behoerde wohl angesehen. Ein Polizist begleitete sie um das Gebaeude herum, vorn gab es keinen Eingang mehr. Bei den Beamten erregte ihr Erscheinen einige Bestuerzung. Aber als sie ihr Anliegen vorbrachte, erhielt sie sofort den erbetenen Passierschein fuer den Mechaniker und den Doktor. Sie wagte noch eine Frage. Achselzucken. Von der Verteidigungslinie sei noch keine Nachricht da.

Als sie, fast laufend, zurueckkam, sass der Mechaniker schon im Auto und fuhr sofort ab. Zuhause angekommen, konnte sie sich endlich ihren Kindern widmen. Sie erzaehlte ihnen die Neuigkeit von Vaters Pech mit dem Auto. Inzwischen ueberlegte sie, was vielleicht noch zu tun sei. Aber es blieb wohl nichts; denn Geld und Wertgegenstaende waren schon lange in ein ziemlich sicheres Versteck gebracht. Eine Viertelstunde verging, eine zweite, jetzt war es fast eine ganze Stunde. Immer haemmerte der Gedanke in ihrem Kopf: wenn er nur durchkommt! wenn er nur gut durchkommt!

Endlich, endlich hoerte sie ein Auto auf der sonst totenstillen Strasse. Naehere kam es, da hielt es vorm Hause! Sie lief ans Fenster. Ach, es war nicht sein Wagen! Aber ein guter Freund des Hauses, ein Geschaeftsmann, sprang heraus. „Frau Doktor“, rief er glueckstrahlend „der Intendent hat mir soeben telephonisch mitgeteilt, dass alles auf einem Irrtum beruhe. Der Marsch ginge gegen einen Grenzort mit aehnlichem Namen. Es war eine Verwechslung...“

Es dauerte noch Monate, bis das Land endlich zur Ruhe kam. Catupirí blieb weiterhin unberuehrt. Aber in andern Bezirken nahmen die Haerten gegen die Koloniebevoelkerung staendig zu. Von beiden Seiten wurden Leute ausgehoben und auf endlosen Wegen mitgeschleppt. Mancher Kolonistensohn kam nicht wieder. Vieh und Lebensmittel wurden „requiriert“. Der Hass wuchs und nahm bedrohliche Formen an. Allerhand dunkle Elemente draengten sich zu den Waffen. Die alte Tradition des Kehledurchschneidens lebte wieder auf. Es wurde hoechste Zeit, dass die Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dem Elend ein Ende machte. Es war gewiss nicht leicht, so tief im Hinterland auf den von den Winterregen unergruendlich durchweichten Wegen eine geschlossene Aktion durchzufuehren.

Aber die Revolution begann in sich zu zerfallen. Die Mannschaften machten nicht mehr recht mit. Endlich entwichen die Offiziere mit dem Rest ihrer Anhaenger aus den aufstaendischen Garnisonen. Vor dreissig Jahren war es nicht so schwierig, in dem weiten Land unterzutauchen; zudem war die Grenze nah.

Als dann endlich wieder Friede im Land herrschte, erfuellte die Villa Catupirí eine Ehrenpflicht: das einzige Todesopfer des Ortes aus jener ersten Nacht, der tapfere Deutsche, war damals in aller Stille beerdigt worden. Nur der Pfarrer und der Arzt hatten ihm das Geleit gegeben. Nun vereinigten sich Behoerde und Bevoelkerung zu einem riesigen Trauerzug. Blumen ueber Blumen schmueckten den braunen Erdhuegel, bis nichts mehr von ihm zu sehen war.

Fonte: *Serra-Post Kalender*. Ijuí, Ulrich Löw, 1957, p. 81-90.